



Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.

Nr. 51.

Sonntagsbeilage zur Sächsischen Dorfzeitung. 20. Dezember 1902.

Das Ende vom Liede.

Von Sophus Baudih. Aus dem Dänischen von C. Vilmar.

Der große Gartenfaal auf Bradesborg mit seiner diskret in Weiß und Gold gehaltenen Dekoration und dem gedämpften Lichtblau der Seidenpolster zeigte heute ein noch festlicheres Gepräge als gewöhnlich. Das Treibhaus hatte seine besten Schätze hergeben müssen, überall waren malerische Arrangements von Palmen und Blütenbäumen an-

Vater verloren, ein schmuckloses, dunkles Seidengewand, dessen weiche Schmiegsamkeit ihrer harmonisch entwickelten Gestalt zu voller Geltung verhalf und zugleich ihrem zarten Teint als Folie diente. Ihre Schönheit — denn eine Schönheit war sie unbestritten — war von jener südlich-aristokratischen Art, wie man sie jenseits der Pyrenäen findet: das kräftige Profil mit



Ein Weihnachtstraum. Von M. Lewis.
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

gebracht und ein nahezu berausgender Blumenduft erfüllte den Raum.

Dieser Festschmuck galt dem Ehrentage der einzigen Tochter des Herrenhauses, der Baronesse Thyra Brade, die heute ihren zwanzigsten Geburtstag feierte und augenblicklich einsam vor dem Flügel saß.

Ihre Erscheinung kontrastirte auffallend mit ihrer lichten Umgebung. Sie trug, da sie vor kaum einem Jahre ihren

dem markirten Sinn, die temperamentvollen Züge, die dunkle Farbe von Haar und Augen und die langen, gebogenen Wimpern, alles erinnerte an die gluthvollen Töchter Spaniens.

Plötzlich hob sie lauschend den Kopf. Leises Roth stieg in ihre Wangen

Ach nein, es war nur einer der Diener, der in den Speisesaal ging.

Dann flog ihr Blick durch die weit offenen Glasthüren

hinaus in den großen Garten, über die geschorenen Rasenflächen mit ihren Teppichbeeten, den plätschernden Fontainen, den lauschigen Boskettis und Pavillons hinweg bis zu den dunklen Bäumen des Parkes, über welchen die Thurmszimmer von „Marienhöhe“, der Besingung des jungen Jägermeisters Berndal, aufragten. Dieser mußte jetzt von dorthier kommen, da er zum Diner erwartet wurde.

Aber wo mochte Solger bleiben? Welch unbegreiflich lange Zeit seine Toilette erforderte!

Einen Moment ruhte ihr Blick auf einem altmodischen Ringe an ihrer Linken, dann schweifte er abermals hinaus in den Garten und all die Blütenpracht, welche Goldregen und Syringen, Rothdorn und Kastanien in dem stillen, warmen Sonnenschein, unter dem leuchtendblauen Junihimmel entfalteteten.

Plötzlich wandte sie sich und begann zu spielen, zunächst ein Chopin'sches Nocturno, doch mitten darin brach sie ab, um zu dem „Venetianischen Gondellied“ überzugehen. Diesem folgten Tanzweisen, Bruchstücke aus Opern und Operetten. Dann intonirte ihre Rechte den Anfang einer Melodie, die wie eine weiche, wehmüthige Volksweise klang. Sie wiederholte diese mehrmals und hielt dann wieder inne, bemüht, sich den Schluß der Melodie ins Gedächtniß zu rufen, probirte nochmals auf dem Instrument, jedoch vergebens, sie kam nicht weiter.

Da ging die Thür. . . . Ach, es war nur Onkel Fritz.

Onkel Fritz war ihres Vaters jüngerer Bruder, der, so lange sie denken konnte, zwei Gemächer in einem Seitenflügel von Bradesborg bewohnt hatte. Er hatte in seiner Jugend studirt und, wie es hieß, eine unglückliche Liebe gehabt und galt jetzt allgemein als ein vollendeter Cavalier der alten Schule und eine Art Sonderling. Man konnte mit ihm reden, worüber man wollte, wußte aber nie so recht, wie man eigentlich mit ihm daran war, und ob seine scheinbar harmloser Bemerkungen nicht etwa einen schneidenden Sarkasmus bargen.

„Ach, Du bist es, Onkel!“ lächelte Thyra ihm entgegen.

„Du erwartetest wohl einen Anderen?“ meinte der Onkel mit der harmlosesten Miene.

„Wer sollte das wohl sein?“

„Solger zum Beispiel. Oder vielleicht einen anderen Deiner Anbeter.“

„Ich weiß wirklich nicht, was Du meinst, Onkel.“ Thyra schlug die Augen nieder wie ein junges Mädchen, welches fühlt, daß es erröthet — aber Baronesse Thyra erröthete nicht.

„Ich meine natürlich unseren galanten Nachbar, den Jägermeister Berndal. Ich bin nämlich — aus Mangel an genügender Information — momentan außer stande, Dir noch Andere als ihn und Solger als Deine erklärten Anbeter aufzuzählen, bezweifle jedoch keineswegs, daß es noch so Manchen giebt, der —“

„Du bist garnicht liebenswürdig, Onkel, und noch dazu heut' an meinem Geburtstage! Du hast Dir nicht einmal meine Geschenke angesehen.“

„Eines derselben habe ich gesehen,“ entgegnete er, auf ihre Hand deutend, in ernstem Tone. „Diesen Ring hat meine selbige Schwester an ihrem Todestage getragen.“

„Ja, Solger hat ihn mir heute geschenkt, und ich freue mich sehr darüber.“

„Darf man fragen,“ begann der Onkel nach einer Pause, „was das für ein Potpourri oder für eine Quadrille war, was Du vorhin, während ich in der Bibliothek saß, spieltest? Was war ja ein sehr lieblicher Wechsel von Melodien.“

„Du willst mich immer hänseln, Onkel. Das ist wirklich nicht nett von Dir. Ich habe keine Ahnung, was ich da gespielt habe; aber vielleicht weißt Du, was dies ist?“

Und sie spielte das Thema von zuvor, den Anfang der Volksweise.

„Warum hörst Du denn mitten darin auf?“

„Weil ich's nicht weiter weiß. Ich begreife nicht, woher ich diese Melodie habe, die mich heute schon seit den Morgenstunden unablässig verfolgt, und nun kann ich absolut den Schluß nicht finden. Du ahnst nicht, wie mich das peinigt.“

In diesem Augenblick hielt ein Wagen vor dem Hause.

„Da haben wir den Jägermeister!“ sagte Onkel Fritz. Und herein trat der Jägermeister Berndal, ein junger Mann von hoher, kraftvoller Gestalt, sorglich gekleidet, von höflichem, angenehmem Wesen und gewandtem Auftreten.

Während der nächsten zwei Minuten hatte er über Baronesse Thyra alle unterwegs erfommenen Komplimente ergossen und nahm nun Gelegenheit, Onkel Fritz eine kleine Annehmlichkeit zu sagen, als die verwittwete Baronin auf der Bildfläche erschien.

Diese begrüßte den Jägermeister mit einer Art Entschuldigung, daß sie ihm so wenig Gesellschaft bieten könne; „denn, wie Sie wissen, sehen wir noch keine Fremden bei uns. Sie, als alter Freund des Hauses, und mein Nefse Solger bilden die ganze Gesellschaft. Aber wo ist Solger?“

In diesem Augenblick trat der Genannte ein. Solger Bang war der Sohn einer Schwester des verewigten Barons, die dereinst, gegen den Willen der Thyrigen, den Rittmeister Bang geheirathet hatte. Da Solgers Eltern früh gestorben waren, hatte er seine Ferien stets auf Bradesborg verlebt. Er war Landschaftsmaler. Seine Bilder hatten allgemein Aufsehen erregt, und soeben war er im Begriff, auf ein Jahr ins Ausland zu reisen, wozu ihm ein bedeutendes Stipendium bewilligt war. Eigentlich hatte er seine Reise schon acht Tage früher antreten wollen, sie jedoch, im Hinblick auf den Geburtstag seiner Cousine, bis auf den heutigen Abend verschoben.

Als er vor einigen Wochen, nach einjähriger Abwesenheit, nach Bradesborg gekommen, hatte Thyra's voll erblühte Schönheit sein Künstlerauge entzückt und derart gefesselt, daß er schließlich dahin gelangt war, sich heftig in sie zu verlieben.

Auch Thyra fühlte sich lebhaft zu ihm hingezogen. Seine warme Guldigung, die Schwärmerei, welche er so deutlich an den Tag legte und die so verschieden von den Guldigungen ihrer übrigen Anbeter war, zogen sie mächtig an, und während der letzten Wochen hatte es Augenblicke gegeben — wie z. B. heute morgen, als er sie mit seiner weichen Stimme gebeten, den Ring seiner Mutter von ihm anzunehmen — Augenblicke leidenschaftlichen Verlangens, sich ihm voll und ganz hinzugeben. Doch merkwürdigerweise war das erlösende Wort noch immer nicht über seine Lippen gekommen.

Man begab sich zu Tisch. Es war — wie immer auf Bradesborg — ein erlesenes Mahl. Onkel Fritz brachte in einer humoristischen Ansprache das Wohl des Geburtstagskinds aus, und die Champagnergläser klangen.

„Das dort müssen Sie sein, Baronesse Thyra,“ bemerkte Berndal, auf ein in Oel gemaltes Kinderportrait deutend, das ihm gegenüber an der Wand hing.

„Ja, aber es ist nicht gut; ich sehe ja aus, als ob ich schiele, und das thue ich doch nicht, nicht wahr? Ich werde Ihnen ein auf Elfenbein gemaltes Miniaturbild zeigen, welches aus meinem achten Jahr stammt, das ist gut. Ich fand es neulich in Mama's Schatulle.“

Als man nach aufgehobener Tafel durch den Gartensaal zur Terrasse schritt, wo der Kaffee servirt worden, blieb Thyra unwillkürlich vor dem Flügel stehen und begann, halb im Vorübergehen, mit ihrer Rechten leise das Thema zu spielen, das ihr während des ganzen Tages beständig im Ohr geklungen. Doch das Resultat war kein günstigeres als zuvor: sie kam nicht weiter.

Ein wenig ärgerlich darüber folgte sie den Anderen auf die Terrasse, setzte sich neben ihre Mutter und schaute mit abwesendem Blick hinaus über den Garten.

„Wonach schaust Du denn aus, Fräulein Nichte?“ fragte Onkel Fritz.

„Nach nichts Bestimmtem,“ entgegnete sie leicht erröthend.

„Ja, das will ich glauben,“ sagte der Onkel mit feinem Lächeln.

„Warum denn?“

„Nun, das will ich Dir sagen: Nach einem so erlesenen Mahl, wie wir es soeben genossen, sieht man Alles nur in großen Zügen, die Details verschwinden. Und das gilt sowohl für die Zukunftsbilder, die sich vor unserem Geistesauge entrollen, wie für die Wirklichkeitsgemälde, welche die Gegenwart uns heut. Schaut man z. B. auf eine Landschaft, wie die vor

uns liegende, so verweilt man nicht bei jeder Einzelheit, sondern beim Ganzen. Man sieht vollkommen impressionistisch, und es sollte mich schließlich nicht wundern, wenn der Impressionismus als Kunstform nach einem erlesenen Diner entstanden ist."

"Zimmer Paradoxen!" bemerkte Thyra lächelnd. Doch so ganz unrecht hatte der Onkel nicht, da ihr Blick anfangs thatsächlich über die grüne Welt drunten geschweift war, ohne eine Einzelheit derselben zu erfassen; dann aber waren ihre Augen und Gedanken auf einem bestimmten Punkt haften geblieben, und dieser Punkt waren die Thurmzimmer von „Marienhöh“. Es war schön dort drüber und ein prächtiges Besitztum. Und so nahe bei Bradesborg, — in einer kleinen halben Stunde konnte sie daheim sein, denn der Jägermeister hatte stets ausgezeichnete Pferde. Und er war im Grunde ein recht liebenswürdiger Mensch. Freilich, genial war er nicht, und es war auch absolut nichts Bezauberndes an ihm . . . nun ja, so lange man jung war . . . dann aber —!

Das alles war ihr durch den Kopf geflogen, während sie die Thurmspitze von „Marienhöh“ betrachtete, und daher erröthete sie unwillkürlich, als des Onkels Frage ihren Gedankengang unterbrach.

„Sie haben versprochen, mir Ihr Miniaturportrait zu zeigen, Baronesse Thyra,“ erinnerte Berndal.

„Ja, ich will es Ihnen holen.“

Bald darauf kehrte sie zurück, doch nicht ohne ihre Finger im Vorübergehen abermals über die Flügeltasten gleiten zu lassen.

„Was spielst Du denn da, Kind?“ fragte die Mutter.

„Ach, nur eine Melodie, die mich heute unablässig verfolgt.“

— Hier ist das Bild, Herr Jägermeister.“

„Wirklich sehr niedlich!“ sagte Berndal, während er Holger, der auf die Beiden zugeht war, höflich das Bild reichete.

„Wie entzückend!“ rief dieser, das Bild mit bewundernden Blicken betrachtend.

„Thyra, ich werde nun ein ganzes langes Jahr fort sein, — fern von Dir — und allen Andern — darf ich das Bild daher behalten? Du weißt nicht, wie sehr Du mich dadurch erfreuen würdest.“

„D, es giebt auch noch Andere, die sich darüber freuen würden,“ sagte Berndal. „Und da ich es gewesen, auf dessen Veranlassung die Baronesse das Bild zum Vorschein gebracht hat, so melde auch ich mich ehrerbietigst als Bittsteller, in der Hoffnung, nicht ohne Weiteres abgewiesen zu werden.“

Die Blicke der beiden Rivalen begegneten sich, und hätte einer von ihnen noch irgend einen Zweifel an des Andern Absichten gehegt, so mußte dieser jetzt schwinden.

Ernstster und eindringlicher als zuvor erneuten sie daher ihre Bitte, Holger mit einem leise beschwörenden: „Thyra!“ Berndal mit einem nachdrücklich betonten: „Baronesse Thyra, ich lege sehr hohen Werth auf den Besitz dieses Bildes!“

Es war leicht herauszuhören, daß es Beiden im Grunde um etwas ganz Anderes als das Bild zu thun war, und Thyra war sich auch vollkommen klar über die Bedeutung der Situation.

Wäre sie im Laufe des Vormittags vor die Wahl gestellt worden, so würde sie keinen Augenblick geschwankt haben, nun aber lag die Sache anders. Hatte sie, wie Onkel Fritz geäußert, nach dem Diner die Landschaft „impressionistisch“ gesehen, so hatte sie die Zukunft doch realistisch erfaßt. Einen Moment fühlte sie sich versucht, dem Jägermeister das Bild zu reichen, dann aber zögerte sie, und, einer plötzlichen Laune folgend, theils auch von dem Wunsche beseelt, die Entscheidung hinauszuschieben und sich der Antwort zu entziehen, sagte sie in erzwungenem leichtem Ton:

„Da beiden Herren so viel an dem kleinen Bilde gelegen scheint, darf ich keinem den Vorzug geben, sondern will es dem Geschick — oder Ihnen selbst — überlassen, wer der Besitzer sein soll. Schaffen Sie mir den Schluß der Melodie, die mich heute den Tag über gepeinigt hat. Wer es thut, kann das Bild oder — falls er es vorziehen sollte — irgend etwas Anderes verlangen! — Nun merken Sie gut auf!“

(Schluß folgt.)

Erkämpftes Glück.

Eine Weihnachtsgeschichte von H. Du Plessac.

Die Halbinsel der Krim, die im Norden aus kalten und öden Steppen besteht, über die im Winter eisiger Wind hinfegt, während im Sommer die Gluth gleich der in den afrikanischen Wüsten über ihnen brühet, bietet in dem südlichen Theil den merkwürdigsten und reizendsten Kontrast, den man sich nur denken kann. Eine hohe und schroffe Gebirgskette erstreckt sich über 100 Kilometer Länge vom Kap Lasti bis zum Kap Tschouhau und macht den eisigen Winden ein Vordringen unmöglich; im Schutz dieser natürlichen Mauer liegt in sanften Abhängen bis zum Schwarzen Meer hinab ein Streifen Landes von üppigster Vegetation. Herrliche Schlösser und elegante Villen als Satelliten der kaiserlichen Residenz von Livadia befinden sich dort. Es ist ein zweites „Corniche“, das russische, das sich seiner Schwester am Mittelländischen Meere ohne Furcht an die Seite stellen kann. Große Weingärten, in denen ein sehr geschätzter Wein gewonnen wird, ziehen sich an den Abhängen hin, Orangen- und Citronen-Wälder wechseln mit Rosengeländen ab, auf die Nizza sogar neidisch sein könnte. In einer Laune hat die Natur, kaum einige Werst entfernt von den kahlen und fruchtlosen Ebenen des Chersones, diese köstliche, dufterfüllte Dase geschaffen. Erquickende Ruhe liegt über der Gegend, die vor einem halben Jahrhundert von den Kanonen Sebastopols widerhallte und wo im ewigen Schlaf, durch den Tod verlobt, 200 000 Helden von fünf Nationen ausruhen.

Eine der elegantesten ländlichen Besitzungen an diesem Küstenstrich ist diejenige der Prinzen Matcheski. Der Großvater des Prinzen Serge, des jetzigen Stammhalters des in ganz Rußland berühmten Fürstenhauses, hat das Schloß in modernem Stil erbauen lassen. Unbegrenzt in den Mitteln, hat er die Räume desselben, von denen der kleinste einen Festsaal für 1000 Personen abgeben würde, mit fast orientalischem Luxus ausstatten lassen. Serge Matcheski gehört zur Leibgarde des Czaren und ist einer der schönsten Typen der slawischen Rasse. Groß und stattlich mit energischem und doch glütigem Ausdruck, ist er der eleganteste Cavalier am kaiserlichen Hofe, und sein offenes und freundliches Wesen hat ihn zu aller Liebling gemacht. Nach Rang, Name und Vermögen könnte Serge Matcheski in den ersten Kreisen nach einer Gattin Umschau halten, und da er sich den Dreißigern näherte, so fing man an, sich zu wundern, daß er zwischen all den reizenden jungen Mädchen der russischen Aristokratie oder in der Pariser Gesellschaft, wofür er jedes Jahr ein gern gesehener Gast war, noch nicht gewählt habe.

Serge war in Paris und in St. Petersburg gleich liebenswürdig gegen alle, ohne daß jedoch ein einziges weibliches Wesen sich hätte rühmen können, andere Aufmerksamkeiten als die der üblichen gesellschaftlichen Galanterie von ihm erhalten zu haben. Und der Grund dafür? Serge Matcheskis Herz hatte schon gesprochen, die Liebe hatte von ihm Besitz ergriffen und zwar nicht auf moderne Art; Serges ganzes Herz und Liebesfähigkeit, sein ganzes Seelenleben konzentrierten sich in einer Jugendneigung.

Der Gegenstand dieser exklusiven Liebe war Kenia Patchina, die Tochter eines Zivilbeamten in dem Städtchen Moupka, das in unmittelbarer Nähe der Besitzung gelegen, welche die Prinzen Matcheski in der Krim besaßen.

Dort war Serge aufgewachsen. Er war 20 Jahre, als er bei einem Volksfest die vierzehnjährige Kenia zum ersten Male sah. Zu der Zeit noch ein Kind, lag in der zarten Mädchenknospe doch schon alles, was ihr später den Beinamen „die Rose von Moupka“ geben sollte. Die liebliche Grazie, die rührende Unschuld, der ganze Zauber, der auf dem jungen Geschöpf lag, lassen sich nicht schildern. Wenn man sie auf sich zukommen sah mit den langen, blonden Zöpfen, die auf russische Art geflochten waren, mit dem weißen Schleier, der auf dem Kopf wie ein Diadem von einem eisilrten Kupferreifen zusammengehalten war, wenn man die schlanke, biegsame Taille sah, die Augen so blau und klar wie der blaue



Nach der Christbescherung im Kloster. Von Hugo Wehmißen.

Himmel, so hatte man nicht den Eindruck, als wenn es ein irdisches Wesen sei.

Serge wurde von dem Anblick Xenias vollständig ergriffen. Sie ihrerseits schaute zu ihm in seiner jugendlichen Schönheit und Kraft mit furchtsamer Bewunderung und einer Art Verehrung auf, wie sie es wohl mit den Heiligenbildern that, die in den Zimmern ihrer Wohnung hingen. Serge und Xenia waren sich unbewußt, welcher Natur das Gefühl war, das sie beide zu gleicher Zeit erfüllte; sie waren noch ahnungslose Kinder, die nichts von „Liebe auf den ersten Blick“ wußten. Und so kam es, daß Serge den Versuchungen der Welt nicht erlag und die Erinnerung an Xenia ihn davon abhielt, während Xenia allmählich die Kinderschuhe abstreifte, ohne daß das Gedanke an Serge durch einen Anderen verdrängt wurde.

In jedem Jahr während der Zeit, die der Prinz bei seiner Mutter im Schloß zu Msoupka verbrachte, sahen sich Serge und Xenia. Kein Wort der Liebe wurde zwischen den Beiden gewechselt, und doch fühlten beide, wie innig sie zusammengehörten.

Als Xenia 20 Jahr wurde, sagte Serge unvermittelt zu ihr: „Xenia Patchina, ich liebe Dich so lange, wie ich denken kann; willst Du mein Weib werden?“

Xenia sah ihm tief in die Augen und erwiderte mit ruhiger, klarer Stimme: „Serge Mattheski, solange ich denken kann, gehört mein Herz Ihnen, und solange ich lebe, wird es auch für keinen Anderen schlagen. Aber Ihre Gattin kann ich nicht werden.“

Und warum nicht, Xenia?“

„Weil zwischen Ihnen und mir eine zu große Kluft besteht; die arme Tochter eines kleinen Beamten kann nicht die Frau eines der Bornehmsten aus dem Kreis der Edelleute werden, die in nächster Nähe des Czaren leben.“

„An Herzensgüte kommt Dir keine Frau gleich!“

„Das gilt nichts vor der Welt, Serge Mattheski! Ich bin nur ein schlichtes Bürgermädchen und ich will nicht, daß der

Mann, den ich liebe, meiner Herkunft wegen Kränkungen erleide. Sie dürfen nur aus Ihrem Kreis eine Gattin heimführen. Alle, die Sie kennen, würden Ihre Wahl mißbilligen!“

„Ich lege nur Werth auf die Ansicht zweier Menschen,



Christmarkt in Nürnberg. Von Wilhelm Ritter.

meiner Mutter und des Czaren. Beide kennen meine Absicht und billigen sie, die übrigen gehen mich nichts an.“

„Sie thun Unrecht, wenn Sie so denken, Serge! Die Zustimmung Ihrer Mutter und des Czaren erfüllt mich mit Freude, denn ich erkenne daran, daß sie mich für würdig halten, Ihre Gattin zu sein. Aber die Welt denkt anders.“

Und trotz aller Versuche Serge Matcheskis, Xenia für sich zu gewinnen, blieb doch ihre Antwort stets dieselbe, bis Serge schließlich sagte: „Xenia Patchina, da Du nicht mein Weib werden willst, so werde ich auch keine Andere zur Gattin wählen.“

Zwei Jahre vergingen so. Vergebens bat und beschwor Serge Matcheski das junge Mädchen. Sie blieb bei ihrer Weigerung.

Einst antwortete sie ihm: „Hören Sie mich an, Serge, es handelt sich nicht nur um Ihre Stellung, sondern auch um meine Ehre: es wird niemand denken, daß Sie mich aus eigenem Antriebe zum Weibe begehren. Man wird mich schlauer Berechnung zeihen und nicht glauben, daß ich Sie einzig um Ihrer selbst willen liebe!“

„Und wenn ich allen deutlich den Beweis lieferte, daß meine Mutter Dich zur Tochter wünscht, würdest Du dann „ja“ sagen?“

Diesmal blieb das junge Mädchen die Antwort schuldig.

Weihnachten rückte heran, und gegen ihre sonstige Gewohnheit kehrten der Prinz Matcheski und seine Mutter für das Fest nach Schloß Moupka zurück, während sie sonst zu der Zeit in Petersburg weilten. Freudige Bewunderung herrschte darüber in der ganzen Umgegend, denn gleich nach der Ankunft Matcheskis verbreitete sich das Gerücht, daß im Schloß eine großartige Weihnachtsfeier veranstaltet werden sollte. Und die Einladungen ergingen im Namen der Prinzessin, und zwar war der ganze Adel, alle Beamten Moupkas, Livadias und Saltas geladen; ja sogar an Großkaufleute waren Einladungen ergangen. Viele Offiziere waren von Sebastopol gekommen.

Die großen Säle des Schlosses faßten kaum die Zahl der Gäste, die alle mit gleicher Liebenswürdigkeit empfangen wurden. Der Hauptsaal war in einen Garten verwandelt, in dem schlanke Tannen in großen Erdkübeln aufgestellt waren. Die dunkelgrünen Zweige waren von der Last der Geschenke, die daran befestigt, tief heruntergezogen.

Beim Eintritt in den Saal hatte jeder Gast zwei Loose erhalten. An Gewinnen waren vom Spielzeug für die Kinder und nützlichen Sachen für die Bauern bis zum kostbaren Schmuckgegenstand alles vorhanden, was jung und alt, hoch und niedrig erfreuen konnte. Prinz Serge leitete die Verloosung zur allgemeinen Freude, und da er dem Zufall etwas zu Hilfe kam, so herrschte die größte Zufriedenheit.

Auf eins ihrer Loose hatte Xenia einen goldenen Ring gewonnen, der sehr viel Ähnlichkeit mit einem Verlobungsring hatte; äußerst befangen hatte sie den Reif von Serge entgegengenommen.

Die Verloosung neigte sich dem Ende zu. Es war nur noch ein einziges Loos vorhanden, das zweite von Xenia. Aber die Zweige der Tannen waren leer, nur die bunten Laternen und die Gold- und Silberflitter und Ketten hingen noch daran.

Da lehnte sich Serge dicht gegen den Stamm einer der Weihnachtsbäume, und seine Mutter sprach mit lauter Stimme:

„Es bleibt nur noch ein Gewinn. Ich selbst will die Vertheilung desselben übernehmen. Der Gewinn ist mein Sohn, Prinz Serge Matcheski, und ich bestimme ihn Xenia Patchina. Alle, die Ihr hier versammelt seid, müßt nämlich wissen, daß die beiden Kinder sich lieben, und daß Xenia sich weigert, meinem Sohn ihr Jawort zu geben, weil sie sich für zu arm und zu gering von Geburt hält. . . Xenia, der höchste Adel ist der Seelenadel; den besitzen Sie und Sie werden den größten Schatz der Welt mitbringen: nämlich das Glück! . . . Xenia, ich selbst bitte Sie, meine Tochter zu werden: werden Sie mir mit „Nein“ antworten?“

Und sie streckte Xenia die ausgebreiteten Arme entgegen, und gleich darauf barg diese weinend das Köpfchen an ihrer Schulter; die Prinzessin zog auch den Sohn an sich und unter den Lichtern des Weihnachtsbaumes, in Gegenwart aller Gäste, tauschten Serge und Xenia den Verlobungsfuß . . . ihren ersten Kuß.



Wie man schenkt.

Eine Weihnachtsgeschichte von Paul Glich.



Der Maler Herwald war recht sehr in Verlegenheit: es war am Weihnachtsheiligabend, und er hatte keinen Pfennig Geld; im Allgemeinen war ihm das ja nichts Neues, so daß er deshalb nicht sonderlich traurig gestimmt zu sein brauchte, — heute aber berührte es ihn doppelt peinlich, erstens, weil morgen Weihnachten war, — und da will doch niemand gern fasten, — dann aber auch deshalb, weil er heute bei den reichen Lettenborns zur Bescheerung geladen war, — und dorthin durfte er mit ganz leeren Händen nicht kommen, mindestens ein paar Blumen mußte er der Hausfrau und der schönen Tochter Linda mitbringen, — und der Tochter ganz besonders, denn die liebte er mit der ganzen Schwärmerei seiner 25 Jahre.

Zwar war es ja eine Thorheit, daß wußte er, — dennoch aber unterdrückte er das Gefühl nicht, sondern that Alles, um sich die Gunst des schönen reichen Mädchens zu erwerben und zu erhalten, und gerade weil sie La France-Rosen so gern hatte, wollte er ihr damit heute eine kleine Weihnachtsfreude bereiten. Aber die schönen Rosen sind um diese Jahreszeit sehr theuer — zwei Mark sollte das Stück kosten! — und deshalb eben war der arme Maler Herwald in ziemlicher Sorge, wo er das Geld hernehmen sollte.

Nachdenklich schlenderte er durch die Straßen, in denen das weihnachtliche Treiben auf und nieder wogte; alle Augenblicke rannte ihn Jemand an, der mit Paketen beladen war; und aus zahllosen Kehlen ertönten die Angebote der verschiedensten Sachen, die den Weihnachtstisch schmücken sollten.

Mißmuthig wanderte er weiter durch die Fluth des vorwärts drängenden Menschenstroms und schleppte immer nur den einen Gedanken mit sich herum: wie schaffst du Geld an?

Da plötzlich, blitzschnell, durchschob ihn eine Idee: den alten Gumpen mußte man verkaufen! — Zwar war es ein Prachtstück an Seltenheit, das ihm außerordentlich lieb und werth war, — aber was half es, er brauchte um jeden Preis Geld, — also fort mit dem Gumpen!

Und schnell entschlossen rannte er nach Hause in sein kaltes Atelier, riß den lieben alten Silberpokal herunter von der Konsole und lief damit zum Trödler, der ihm rund 30 Mark dafür auszahlte.

Hei! — nun glänzte sein Gesicht, — Geld! 30 Mark! ein Vermögen für ihn! Was kostet die Welt!?

Und nun sah er auch die Menschen, die sich da auf der Straße drängten, mit ganz anderen Augen an, — nun lebte in ihm ja auch diese echte Weihnachtsstimmung auf, denn nun konnte er ja auch daran denken, seine Einkäufe zu besorgen, um Anderen eine Freude zu bereiten.

*

Inzwischen prangte der antike Gumpen in der Schaufensterauslage beim Trödler und lenkte die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Herren auf sich.

Der Herr war der Professor der Kunstgeschichte Doktor Wellstein, der gerade dabei war, seine letzten Weihnachtseinkäufe zu machen.

„Sieh da,“ sagte er sich, „das ist ja ein prächtiger alter Pokal, den könnte man — wenn er nicht zu theuer wäre — Herrn Kommerzienrath Lindenberg schenken!“

Und der Herr Professor ging in den Karitätenladen und feilschte und handelte, bis er den Gumpen für 50 Mark erstand.

Dann brachte er ihn nach Hause, packte ihn fein säuberlich ein, legte eine bunte Karte, mit Weihnachtsrosen geschmückt, als Festgruß dabei und schickte das Paket nun an Herrn Kommerzienrath Lindenberg. —

Dort kam es um vier Uhr, eine Stunde vor der Bescheerung an.

Als die Frau Kommerzienrathin das Paket öffnete, zog

sie ein langes enttäuschtes Gesicht und sagte: „Noch einen Lumpen! Wir haben wohl noch nicht genug von dem elenden Kram herumzustehen!“

Der Mann aber zuckte gleichmüthig die Schultern und sagte: „Was kann ein Professor der Kunstgeschichte wohl anders schenken als irgend so'ne alte Schartefe! Stell' sie in die Ecke und kümmer dich nicht weiter darum!“

Aber die Frau war anderer Meinung. Sie dachte einen Moment nach und kam dann zu folgendem Entschluß: Weshalb soll ich mir den alten Becher hinstellen? Nichts als ein Stück, das noch wieder mehr Arbeit macht, denn man müßte es doch alle paar Wochen mal putzen, — nein, dafür danke ich bestens! Da bringe ich es lieber wieder schnell aus dem Hause, — und plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über sie: ich werde ihn einfach weiter verschenken! dachte sie.

Und laut sagte sie: „Weißt Du, Mäde, ich weiß, wo wir den Lumpen lassen.“

Fragend, wenn auch gleichgültig, sah der Rath seine Frau an.

„Ich werde ihn den Westermanns schenken, — ich mußte ohnehin schon nicht, was ich ihnen geben sollte,“ meinte sie erfreut.

Und er zuckte wieder gleichgültig die Schultern, nahm seine Abendzeitung wieder auf und brummte: „Mir ist's recht.“

Also packte Frau Kommerzienrath den Lumpen wieder fein säuberlich ein, legte eine Karte bei und schickte das Packet zu Herrn Landgerichtsdirektor Westermann.

Um halb fünf Uhr war der Lumpen bereits in den Händen der Frau Direktor, die ihn bewundernd von allen Seiten betrachtete.

Der Mann war im Nebenzimmer, wo die reiche Kinderschaar jubelnd um den im hellen Kerzenlicht strahlenden Weihnachtsbaum tanzte.

„Sieh' doch nur, Mann,“ rief die kleine Frau, „was uns die Lindenbergs geschickt haben!“

Erstaunt kam der Herr Direktor, ein ernster und würdevoller Mann, näher und betrachtete das Kommerzienrätliche Geschenk.

Endlich sagte er ärgerlich: „Diese Prozen! Weshalb machen Sie uns denn ein so theures Geschenk? Das Ding kostet doch mindestens 60 Mark, und da müssen wir uns doch revanchiren! Weshalb denn überhaupt die ganze Schenkerei? Etwas Vernünftiges kommt doch nie dabei heraus; — übrigens paßt der Kram garnicht in unsere Einrichtung!“ Und dabei setzte er den so arg mißhandelten Lumpen ziemlich unsanft auf den Tisch und ging zurück zu seinen Kindern.

Das Frauchen, angstvoll und verschüchtert, wagte natürlich kein Wort dagegen zu sagen, wenn ihr würdevoller Gatte so gewichtige Dinge konstatarie, und so blieb denn der Lumpen unbeachtet stehen, denn die Frau ging auch in's andere Zimmer, um mit ihren Kindern unter dem Weihnachtsbaum zu tanzen und zu spielen.

Nach einem Weilchen sagte der Mann, plötzlich heiter werdend: „Weißt Du was, Frau! Wir werden das Ding weiter

verschenken! — Da ist der Assessor Lehnhardt, der hat mir neulich einen sehr verwickelten Fall brillant vorgearbeitet, so daß ich dem fleißigen Menschen unbedingt eine kleine Aufmerksamkeit schuldig bin — schenken wir ihm den Pokal; nicht wahr?“

„Wie Du meinst, lieber Mann,“ antwortete die kleine Frau kleinlaut und gehorsam.

Damit war hier der Fall erledigt.

Um halb sechs Uhr bereits hatte Herr Assessor Lehnhardt den antiken Lumpen in Händen.

„Donnerwetter!“ lachte er, als er das schöne große Gefäß sah, „den voll Rüdeshheimer!“

Der Herr Assessor freute sich sehr über die Anerkennung seines Chefs, aber im Grunde seiner genußlüchtigen Seele dachte er doch: Ist ja ganz hübsch, der Lumpen, gewiß, aber 'ne gute Riste Zigarren oder'n paar Bullen Markobrunner wären mir doch lieber gewesen!

Indessen machte er sich weiter keine Sorgen deshalb und tröstete sich mit dem Gedanken: schlimmstenfalls ist es 'n Versatzstück.

Und dann machte er sich daran, einen kräftigen Punsch zu brauen, denn er hatte ein paar Kollegen zu sich geladen, um mit ihnen den heiligen Abend zusammen zu feiern.

Plötzlich klopfte es, und die Wirthin brachte einen Brief.

Es war eine Einladung zu Lettenborns, die am zweiten Festtag ein Diner gaben.

„Sapperment!“ rief da der Herr Assessor, „in dem Hause genieße ich so oft Gastfreundschaft, daß ich den Leuten jetzt zu Weihnachten eine kleine Freude bereiten müßte!“

Aber wie und was? Zu schofel durfte es nicht sein, und viel kosten durfte

es auch nicht, sagte sich der Assessor.

Plötzlich fällt sein Blick auf den Lumpen.

„Richtig!“ jubelt er los, „ich werde mal den vornehmen Mann spielen!“ Und schnell entschlossen packt er den Pokal ein und schickt ihn mit den „besten Empfehlungen“ zu Lettenborns.

Der Rentier Lettenborn, ein sehr wohlhabender Mann, der stets ein äußerst gastfreies Haus hielt, war an die „Aufmerksamkeiten“ der Junggesellen, die bei ihm verkehrten, schon so sehr gewöhnt, daß er das Packet erst gar nicht öffnete, sondern es achtlos liegen ließ.

Dagegen war Linda, seine hübsche Tochter, neugierig und wickelte das Papier auseinander. Und als sie nun aus der Hülle den schönen Lumpen herausholte, kam ihr eine Idee, die ihr eitel Freude bereiten mußte, denn das hübsche Gesicht strahlte wie lachender Sonnenschein. —

Eine Stunde später, eben als die Bescheerung begonnen hatte, kam auch Herr Maler Herwald — sehr elegant und feisch — und brachte den Damen des Hauses seine wirklich entzückenden La France-Rosen.

Die Frau Mama dankte sehr erfreut; Linda aber war so überaus entzückt, einen ganzen Strauß ihrer Lieblingsblumen



Träumerei.

zu bekommen, daß sie mit glückstrahlendem Gesicht dem jungen beglückten Maler die Hand zum Kuß reichte.

Und als sie dann Alle unter den hell leuchtenden Weihnachtsbaum traten, da kam Linda mit dem Packet an, und schelmisch lächelnd sagte sie: „Mein lieber Herr Herwald, ich kenne ja ihre Vorliebe für alte Lumpen, und so habe ich Ihnen auch hier eine kleine Ueberraschung bereiten wollen!“

Ueberglücklich nahm der junge Mann das Packet entgegen, denn die Blicke, mit denen das Fräulein die Gabe begleitete, verhießen ihm das ganze Glück, auf das er kaum zu hoffen gewagt hatte — nun fühlte er es, daß auch sie ihn liebte, — und das, das war ihm die schönste Ueberraschung!

Dann aber, als er den Lumpen auswickelte und ihn als seinen lieben alten Hausgenossen wieder erkannte, da war er so voll Rührung, daß er dem Weinen nahe war, — denn natürlich dachte er nichts anderes, als daß man hier von der Judiskretion des Karitätenhändlers Alles erfahren hatte und daß man ihm nun eine Ueberraschung bereiten wollte, indem man ihm sein Lieblingsfrühstück wieder schenkte.

So bedankte er sich also bei allen drei Mitgliedern der Familie überglücklich, — und aus Takt überging er alles Andere schweigend, — und nun trat er zu der kleinen hübschen Linda, die glücklich lächelnd unter dem Christbaum am Gabentisch stand und an den schönen La France-Rosen roch, — und was nun zwischen den beiden Liebenden gesprochen wurde — das verschweigt des Sängners sprichwörtlich gewordene Höflichkeit!

• • Unsere Bilder. • •

Die fröhlichen Weihnachten stehen vor der Thür. Selige Gebelust verklärt mit ihrem Zauber die Gesichter der Großen, freudige Erwartung strahlt aus den Augen der Kleinen. Die letzten Vorbereitungen werden noch eiligst getroffen. Zwar der Christmarkt, wie ihn uns Wilhelm Ritter aus dem altehrwürdigen, gewerbesleißigen Nürnberg vorführt, ist auf den Aussterbeetat, besonders in den größeren Städten, gesetzt, aber an bequemer Gelegenheit, Einkäufe zu machen, fehlt es deswegen durchaus nicht. — Von der Freude des Gebens und dankbaren Nehmens erzählt unser Vollbild „Nach der Christbescherung im Kloster“. Die kleine Schaar ist von den gütigen Nonnen reich bedacht worden mit Naschwaaren, Spielzeug und nützlichen Gegenständen. Die helle Weihnachtsfreude lacht ihnen darob aus den Augen. — Und nach der Bescherungsfreude, wie köstlich ruht es sich da aus in den weichen, schwellenden Kissen. Klein-Vieschen träumt sicherlich von einer ganzen Schaar der wunderbarsten Puppen. O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit!

Problem: Der Herold.



Füllräthsel.

Es ist kein Geld mehr unter den Leuten. Neulich wollte ich mir welches leihen, aber vergeblich fragte ich in der ganzen

Träumerei. In der Dämmerstunde, wenn langsam ein Stern nach dem andern über uns aufblitzt und seine sanften Strahlen herabschickt zur Erde, dann wird von dem Frieden um uns auch das menschliche Herz weiter, und was der Tag mit seinem unruhigen Gassen in dem Labyrinth der Brust verschlossen gehalten hat, das ringt sich nun empor, nimmt die Seele gefangen und entführt sie in weite, weite Fernen, den Himmelslichtern entgegen.

• • Allerlei. • •

Ein Gannerstreich. Eine bekannte Juwelierfirma in London erhielt eines Tages den Besuch eines Herrn, der in einem Wagen vorgefahren kam und sich als amerikanischer Bischof vorstellte. Er wünschte einige Armbänder zu sehen und erklärte, er beabsichtige nach Amerika zurückzukehren und wolle seiner Frau ein Geschenk mitnehmen. Nach längerem Suchen entschied er sich für ein Armband im Werthe von etwa 2000 Mark. — Der Bischof bezahlte seinen Einkauf mit einer amerikanischen Banknote, die der Juwelier auf sein eigenes Ansuchen an seinen Bankier schickte, um sie prüfen zu lassen. Da der Schein vollständig richtig befunden wurde, so nahm der Bischof das Armband und wollte eben in den Wagen steigen, als ein Polizist ihm auf die Schulter schlug und ihn mit den Worten: „Hallo! Sie machen also noch immer Ihren alten Schwindel? Sofort kommen Sie mit mir mit!“ in den Laden zurückbrachte. — Der Juwelier erklärte, es läge hier ein Irrthum vor, der Herr wäre ein amerikanischer Bischof, hätte ein Armband gekauft und es mit einer guten amerikanischen Banknote bezahlt. — Der Polizist erwiderte, der Fremde wäre nichts weniger als ein Bischof, er wäre ein berüchtigter Fälscher und Dieb und hätte die Banknote zweifellos nur sehr geschickt nachgeahmt. — „Wir werden sofort nach der Polizeiwache gehen,“ erklärte der Polizist sodann, „ich werde den Schein und das Armband an mich nehmen und mit dem Arrestanten in diesem Wagen voraus fahren. Sie können in einer Droschke nachkommen, um Ihr Zeugniß abzugeben.“ — Mit diesen Worten verließ der Polizist mit dem Bischof, dem Armband und dem Schein den Laden, doch als der Juwelier nach der Polizeiwache kam, waren sie noch nicht da, und er wartet jetzt noch auf sie.

Fronisch. Der amerikanische General Sherman mußte sich einmal, obwohl er sonst nichts von Ärzten hielt, der Obhut eines solchen anvertrauen. Sein Zustand besserte sich trotzdem nicht, und eines Tages sagte er zu dem Arzte: „Doktor, es wird nicht besser mit mir — trotz all' Ihrer Medizin!“ — „Nun, General,“ versetzte der Doktor lachend, „vielleicht thäten Sie gut, Shakespeares Rath zu folgen und „die Medizin den Hunden hinzuzwerfen.“ — „Das thäte ich recht gern,“ entgegnete der Kranke, „aber ich habe gehört, es sollen in der Nachbarschaft so werthvolle Hunde sein!“

Deutlich. Ein talentloser Schriftsteller, der aber, um seine Arbeiten anzubringen, von Redaktion zu Redaktion lief, kam auch eines Tages in den „Figaro“, in dem damals der berühmte Kritiker Albert Wolff ange stellt war. Er brachte ihm sein letztes Werk mit dem Empfehlungsbriefe eines gemeinsamen Freundes. — „Nicht nöthig, verehrter Herr, daß Sie mir einen Empfehlungsbrief mitbringen,“ sagte Wolff. „Ihre Werke liest man mit geschlossenen Augen.“

Skataufgabe.

C (Hinterhand) spielt Treff-Solo mit den folgenden Karten: Treff-Bube, Coeur-Bube, Treff-Aß, Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Coeur-Dame, Carreau-Aß. Die Karten sitzen für C so ungünstig, daß das Spiel verloren geht, trotzdem ein Bube und Coeur-Aß im Stat liegen. Wie sind die Karten vertheilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

der Charade: Schwamm;

des Verirbildes:

der Schachaufgabe:

1. Dc3—g3, Lh8×e5,
 2. Dg3—f3†, Ke4×f3,
 3. Se6—g5†.
- A. 1., Ke4×d5,
2. Se6—c7†, K beliebig,
3. Da3, f4†.
- B. 1., Ke4—f5,
2. Se6—d4†, Kf5—e4,
3. Sd5—c3†.
- C. 1., f7×e6,
2. Dg3—f4†, Ke4×d5,
3. Dd4†.
- D. 1., beliebig,
2. Sd5—c3†, Ke4—f5,
3. Se6—d4†.



Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Elcho in Berlin.

Gedruckt und herausgegeben von „Gutenberg“, Druckerei und Verlag, Actien-Gesellschaft, Berlin W., Köhnewstraße 105
Papier von der Firma „Papierfabriken in Friedland Emil Cohn & Co.“ in Berlin W., Köhnewstraße 105.